



GESPRÄCH MIT BARON GOLDSTEIN MAURICE

Präsident des Internationalen Auschwitz-Komitees

"Das ist unsere Zukunft"

Maurice Goldstein ist am 27. Januar 1922 geboren. Wie an der Schreibweise der Überschrift deutlich wird, ist er Belgier. Er sagt von sich selbst, daß er am 27. Januar 1945, mit dem Tag der Befreiung von Auschwitz, ein zweites Mal geboren wurde.

Seit 1977 ist er Präsident des Internationalen Auschwitz-Komitees (IAK).

Seine Antworten auf unsere Fragen nach seiner Biographie sowie der Geschichte und den aktuellen Aufgaben des Internationalen Auschwitz-Komitees stehen sowohl für eine persönliche, als auch eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen und dem Gedenken an deren Opfer in den letzten 50 Jahren.



Welche Hoffnungen hattest Du mit Deiner Befreiung in Auschwitz verbunden?

Ich habe Glück gehabt, ich konnte mich mit Leuten unterhalten. In den letzten neun Monaten meiner Haftzeit war ich im Krankenbau, in gewisser Weise als Patient versteckt, und habe als Hilfspfleger gearbeitet. Ich hatte einen sehr guten Kontakt mit einem Arzt. Er war Tscheche, gemeinsam war uns die französische Sprache. Diese intellektuelle Orientierung war sehr

wichtig. Wir haben ganze Abende darüber gesprochen: Wie wird die Welt nach Auschwitz?

Wir haben damals geglaubt, dies wird nicht nur unsere Freiheit sein, sondern auch: Wir gehen in eine neue Welt. Was damals war, wird nicht vergessen sein, aber wir werden es nicht wiedererleben.

Was hast Du nach der Befreiung gemacht?

Als ich aus Auschwitz befreit wurde, war ich 23. Ich hatte noch Zeit, mein ganzes Leben zu gestalten, wieder einen Platz in der Gesellschaft zu finden.

Ich mußte 1937 aus ökonomischen Gründen die Schule in Brüssel nach neun Unterrichtsjahren verlassen, obwohl ich ein guter Schüler war. Mein Bruder war 1937 im ersten Jahr des Medizinstudiums und meine Eltern konnten nicht beide Ausbildungen bezahlen.



Ich habe zunächst das Abitur im Abendgymnasium nachgemacht. Die ganzen Jahre habe ich den Schulabgang als Kränkung empfunden, denn ich wollte auch Medizin studieren.

Das erste Jahr nach dem Krieg war ganz schwer, 1946, nachdem ich neun Jahre aus der Schule war. Später habe ich studiert und 1953 mein Medizinstudium in Brüssel mit gutem Examen abgeschlossen.

Während der Facharztausbildung mußte ich in einer Abteilung ohne Lohn mitarbeiten. Das habe ich drei Jahre gemacht. Nebenher mußte man etwas verdienen. Abends habe ich in einer kleinen Privatpraxis gearbeitet.

In der belgischen Organisation der Auschwitz-Überlebenden habe ich bald angefangen mitzuarbeiten. Aber das war nicht mein Hauptproblem zu dieser Zeit.

Ich habe mit einer ehemaligen Auschwitzlerin zusammengelebt und wir haben geheiratet und zwei Kinder bekommen. Der Sohn ist Herzchirurg, die Tochter Psychologin.

Ich hatte eine schöne Karriere als Gefäßchirurg in der Brüsseler Universitätsklinik. Ich habe dort gearbeitet, bis man mich "herausgeschmissen" hat, das war mit 65. Aber ich habe immer noch eine Ordination und behandle einmal die Woche Patienten.

Was hast Du von Auschwitz zurückbehalten?

Ich habe im Nachhinein viele gesundheitliche Probleme gehabt. Ich hatte in Auschwitz I eine Gürtelrose. Ich habe mir die Frage gestellt: Warum? Manchmal kann man überhaupt keinen Zusammenhang herstellen, doch endlich fand ich die Erklärung:

Ich habe während der Haft in dem Außenkommando Fürstengrube arbeiten müssen, zusammen mit einem Zivilisten, der kein guter Pole war - für mich. Er hat sein Brot mit Speck gegessen und mir nie etwas abgegeben. Er hat die Kohle gehauen und ich mußte sie mit einer Schaufel aufladen. Ich hatte eine solche Schaufel niemals

zuvor gesehen. Nach ein, zwei Wochen hat er sich beklagt, es ging zu langsam mit mir. Er wurde nach Akkord bezahlt. Da sind der Kapo und ein SS-Mann in den Schacht heruntergekommen und sie haben beschlossen, mich zu bestrafen. Ich habe mit einem Brett 25 Hiebe bekommen. Die Gürtelrose kam ein paar Wochen später.

Man hat beim Röntgen nach dem Krieg festgestellt, daß meine Wirbelsäule verletzt und ein Nerv entzündet war. Auf den schwachen Nerv hat sich der Virus gesetzt. Ich mußte 1955 am Rücken operiert werden. Ein 14-tägiger Aufenthalt nach der Operation im Hospital war vorgesehen, aber ich mußte dann elf Monate in diesem Zimmer bleiben. Meine Frau war mit dem zweiten Kind schwanger und ich mußte mir Geld leihen. Das war ein ganz großes Problem. Auch 1960 und 1962 war ich jeweils vier Monate im Krankenhaus. Die Lebensprobleme waren so, daß man keine Zeit hatte, sich anderweitig zu engagieren.

Wir leben mit diesen Geschichten und ich persönlich kann sagen, ich habe keine Alpträume. Ich brauche die Alpträume nicht, weil ich noch immer mit den Bildern und der Erinnerung an Auschwitz lebe. Vielleicht ist das in den letzten 20 Jahren, seitdem ich im IAK arbeite, stärker geworden. Aber meine Frau hat Alpträume; wenn wir einen Film sehen oder ein Gespräch zu diesem Thema haben, hat sie Alpträume.

Wie ist der Zusammenhalt mit anderen Überlebenden?

Wir haben noch jetzt gute Freunde, die auch KZ-Überlebende sind, nicht nur in Brüssel. Durch meine Funktion als IAK-Präsident seit 1977 bin ich viel unterwegs und treffe in allen Ländern Überlebende. Ich habe auch viele Freunde, die keine Überlebenden sind. Aber von Anfang an war es eine Notwendigkeit, mit Überlebenden zusammenzusein. Ohne viel darüber zu reden. Daß wir uns trafen, war eine Genugtuung: Es war ein Zeichen, daß die

Nazis es nicht geschafft hatten, uns zu vernichten. Dasselbe war auch bei Hochzeiten und Kindergeburtsagen: "Die haben es nicht geschafft".

Hast Du in dieser Zeit über Deine Haftzeit gesprochen?

Wir haben geschwiegen, jahrelang. Aber warum haben wir geschwiegen? Wir hatten keine vorbereiteten Zuhörer! Wir hatten keine Zeit, darüber zu reden, wir wollten uns ein Leben aufbauen. Nur mit Freunden haben wir gesprochen, aber nicht viel.

Ich erzähle eine Anekdote dazu: Ich hatte einen kleinen Cousin. Er hatte das Glück, von Belgien in die Schweiz fliehen zu können. Als Ausländer mußte er dort in einem Lager leben. Aber es war ein schönes Lager, kein KZ. Sie waren jedoch nicht frei, z.B. zu wählen, in welcher Stadt sie wohnen wollten. Ich habe ihn 1945 getroffen, er wußte, daß ich in Auschwitz war. Einmal hat er zu mir gesagt: "Weißt Du, ich war auch in einem Lager". Da konnte ich nichts mehr sagen.

Als man von Westen her die KZ befreit hat, hat die Öffentlichkeit über die KZ Kenntnis erhalten. Die Allgemeinheit hat in so kurzer Zeit so viel Schreckliches erfahren, daß sie sagten: "Es genügt uns". Sie waren satt. Da waren keine Fragen. Und wenn es keine Fragen gibt und keine Zuhörer, dann schweigt man. Wir wollten die Leute nicht mit unseren Geschichten plagen.

Auch haben parallel die rechtsextremen Organisationen, die sich noch nicht so richtig organisiert hatten, geschwiegen. Das hat sechs bis sieben Jahre gedauert. Mitte der fünfziger haben die Negationisten schon angefangen, Bücher zu schreiben - in Frankreich etwa Rassiner. Provokativ hat er gesagt, auf deutschem Boden gab es keine Gaskammern. Was für eine Lüge! Dies war schon der Anfang der ganzen Geschichte von der Fälschung. Er hatte schon in diesen Jahren Kontakte mit Grup-



pen in Kalifornien, von wo es den ersten Versand von Pamphleten gab.

Was war für Dich der Anlaß, Dich stärker im Auschwitz-Komitee zu engagieren?

Zum zehnten Jahrestag der Befreiung war 1955 eine große Kundgebung. Das war meine erste Reise nach Auschwitz nach dem Krieg. 1965 bin ich als Delegierter der belgischen Organisation in das IAK gekommen. Ich habe teilgenommen, wir haben dort diskutiert, haben uns gefragt, wie konnte es passieren? Für mich hat die intensive Beschäftigung zu dieser Zeit angefangen. Und ich glaube, die Geschichte der anderen Überlebenden wird ähnlich verlaufen sein.

Wir waren auch ängstlich. Wir hatten kleine Kinder! Wie konnte es möglich sein, daß man wieder die gleichen Schmierereien und die Verleugnungen sehen konnte. Ich begreife im Nachhinein nicht, wie ich vorher so inaktiv sein konnte; von 1945 bis 1965, das waren doch 20 Jahre. Dazu kommt, daß es immer so eine Erscheinung im Leben gibt, daß man sich zurückbesinnt: Wie ist es gewesen, wie kam es zustande? Und dann glaube ich, das Wiederbeleben der Aktivitäten Ende der siebziger Jahre ist zeitgleich von allen Häftlingen aller Lager ausgegangen.

Vieles hatte sich in dieser Zeit verändert: Als erstes waren dafür die rechtsextremen Verleugnungen, die in den siebziger Jahren zu einem Höhepunkt gekommen waren, ein wichtiger Ausgangspunkt. Die KZ-Häftlinge aller Lager haben gesagt, jetzt können wir nicht mehr schweigen, wir müssen etwas tun.

Vorher hat man von den Rechtsextremisten nicht viel gewußt und hat geglaubt, man hat es nur mit Einzelnen und Einzelheiten zu tun. 1977 ist ein Buch von Patrice Chairof mit einem Überblick über Neonazismus in über 30 Ländern erschienen: „Les Dossier du Neo-Nazisme“ (edit. Ramses Chairoff). Wir haben es nicht für möglich gehalten und plötzlich wurde uns klar: „Die sind

besser organisiert und haben ein größeres Budget als wir“.

Als zweites kamen die Lehrer einer anderen, jüngeren Generation an die Schulen.

Als Du die Arbeit im IAK begonnen hast, wie war die politische Situation in der Organisation?

Der Präsident des IAK war zu dieser Zeit Robert Waitz, ein Professor der Universität Straßburg. Während des Sechs-Tage-Krieges 1967 hat er ein Telegramm an eine Organisation von ehemaligen Auschwitzern in Israel geschickt: „Wir sind mit unseren Herzen mit Euch und wir wünschen usw.“. Unterschrift: Waitz, Präsident des IAK.

Vielleicht kann man das als einen kleinen Fehler ansehen. Man sollte als Präsident einer internationalen Organisation nicht einseitige Positionen verkünden. Daraufhin haben die polnischen und andere nationale Komitees eine Kampagne gegen ihn geführt. Ende 1967, nach einer Sitzung in Paris, an der ich teilnahm, ist er zurückgetreten. Es gab keinen neuen Präsidenten. 1968 war eine Leitungssitzung in Wien, mit 25 Personen von denen leider, wie immer, sechs oder sieben Polen waren, die gar nicht gewählt waren. Wir hatten zwei Probleme: 1. man hätte Waitz nicht zur Demission zwingen sollen; 2. hatte in Polen schon die antisemitische Kampagne begonnen. Sie wurde auch von den offiziellen Regierungsorganen mitgetragen. Die westlichen Organisationen haben sich aus der gemeinsamen Tätigkeit zurückgezogen und die Wahl eines Rumänen zum Präsidenten des IAK 1969 nicht mehr mitvollzogen. Bis 1977 gab es im Westen nur die nationalen Verbände.

Ich glaube, wegen der Zunahme des Rechtsextremismus, aber auch wegen der Verjährungsdebatte in der Bundesrepublik ist man wieder aufeinander zugegangen. Es begannen wieder Gespräche zwischen den westlichen und östlichen Verbänden. Kurt Goldstein kam von Ost-Berlin 1976 zu einem ersten Besuch zu mir nach Brüssel.

In mehreren Verhandlungen wurde eine Statutenänderung festgelegt. Das polnische Übergewicht wurde zurückgedrängt, es wurde eine Leitungsstruktur festgelegt, nach der jedes Land nur einen Vertreter entsenden durfte.

Was hatte das für inhaltliche Auswirkungen?

Ich setzte mich dafür ein, daß die Geschichte differenziert dargestellt wird: Wenn man von Selektionen und Gaskammern spricht, muß man auch genau sagen, daß dies die Juden und Zigeuner und am Anfang die sowjetischen Kriegsgefangenen betroffen hat, aber nicht die polnischen katholischen und die anderen Häftlinge.

Darauf habe ich in meiner Rede 1977 hingewiesen und habe meinen Kameraden aus den östlichen Ländern gesagt, sie müssen verstehen und annehmen, daß in den westlichen Organisationen die große Mehrheit der Überlebenden Juden sind. Diese Organisationen beschäftigen sich mehr mit den Problemen von Antisemitismus und Rassismus und unterstützen Israel. Aber sie sind selbständige nationale Organisationen und können das tun. Das betrifft auch die andere Seite: Ihre Verbände sind mehr gegen Kapitalismus, gegen Aufrüstung und Atomwaffen etc. und sie unterstützen die arabischen Länder.

Das IAK muß erlauben, daß jede Landesorganisation ihre Politik führen kann. Aber die Konflikte dürfen nicht in das IAK gebracht werden. International müssen wir eine Politik machen, die für jeden annehmbar ist.

Es hat zwei, drei Jahre gedauert und fast alle Organisationen waren zurückgekommen, bis auf die Österreicher. Hermann Langbein war in den fünfziger Jahren Generalsekretär und wurde wegen Problemen innerhalb der kommunistischen Parteien abberufen. Als Revanche hat er sich später gegen eine Vertretung der Österreicher im IAK gewandt. Das hat sich erst im letzten Sommer geändert.



Was ist die aktuelle Zielrichtung in der Arbeit des IAK?

Die Zahl der Überlebenden von KZ geht jedes Jahr schnell zurück. Unsere Fähigkeit, uns zu engagieren, wird jedes Jahr schwieriger. Ein Auschwitz-Überlebender, der keine 70 Jahre ist, ist schwer zu finden. Es gibt welche, die damals Kinder waren. Die haben wenig Erinnerungen. Ich erinnere mich, ich habe einmal mit Simone Veil darüber gesprochen. Sie war bei der Befreiung 14 Jahre alt. Ich glaube, sie hat mehr über die Zeit in Auschwitz und Bergen-Belsen gelernt, als sie 25 oder 30 Jahre alt war. Kinder lebten im Lager in anderen Zusammenhängen als Erwachsene.

Ich muß sagen, daß seit etwa 10 Jahren für uns das Wichtigste ist, daß die Erinnerung an die Geschichte nicht in Vergessenheit gerät. Wir werden älter, unsere Organisationen werden verschwinden. Soll die Geschichte von Auschwitz auch verschwinden? Die Gedenkstätten sind ein großer Bestandteil der Erinnerung. Denn ohne materielle Überreste, ohne Häuser, Baracken, aber auch Dokumente und Archive, ohne das wird alles vergessen. In unserer Welt ist es so. Wenn man sie nicht renoviert und erhält, wird man vergessen. Was wichtig ist, ist, daß die Menschheit aus der Geschichte der Lager lernen soll. Alle Institutionen, die dafür arbeiten - und in Deutschland gibt es viele - sehen wir als unsere Schwesterorganisationen an. Ich habe schon 1979 vorgeschlagen, in Brüssel eine Auschwitz-Stiftung zu grün-

den. Ich kam gerade aus den USA zurück. Ein Freund in Kalifornien mit Namen Mermelstein hat, mit noch einer zweiten Person, eine Stiftung gegründet. Sie haben für die Unterstützung eines Prozesses gegen Neonazis und für eine Ausstellung über Auschwitz Geld gesammelt. In allen Ländern, die ich besucht habe, habe ich dafür geworben, Stiftungen zu



gründen, in denen junge Leute arbeiten. Die Franzosen nennen das „Militante de la Mémoire“. Auschwitz - was ich sage, kann man auch für alle anderen Gedenkstätten sagen - soll als eine Warnung an die Gesellschaft bleiben. Es ist uns gelungen: In Polen wurde eine Stiftung gegründet, die Österreicher und die

Holländer haben jeweils eine nationale Stiftung gegründet, die Ungarn ebenso. In Frankreich versucht man seit sieben, acht Jahren als ein Projekt der Amicale d'Auschwitz, eine Fondation de Mémoire d'Auschwitz, zu gründen. Bisher waren die Initiatoren dort noch nicht erfolgreich. Es gibt jedoch in Frankreich eine Föderation der ehemaligen Deportierten und Widerstandskämpfer

(F.N.D.I.R.P.). Sie haben von mir über die Pläne gehört, schnell geschaltet und haben heute eine Stiftung für die Erinnerung an alle Deportierten, die Fondation de la Mémoire de la Déportation, gegründet. Die Präsidentin ist Marie-Claude Vaillant-Couturier.

Und das ist für das nächste Jahrhundert wichtig für mich. Ich will dafür ein Beispiel geben: In Belgien hat das Auschwitz-Komitee 100 oder weniger Mitglieder, die Fondation Auschwitz, die 1981 gegründet wurde, hat 1.800 Mitglieder. Ich sage immer, wir arbeiten mit der Stiftung zusammen wie kommunizierende Röhren. Die Stiftung sammelt Geld, organisiert Studienreisen und Kongresse, es gibt eine große Bibliothek, Computer, Kopierer, Faxgeräte usw.. Es arbeiten dort zehn Personen, darunter sind zwei Freiwillige der Aktion Sühnezeichen. Der Direktor, Yannis Thannassekos, arbeitet jetzt seit ungefähr

12 Jahren mit uns zusammen und ich bin mir sicher, er wird die Arbeit nicht aufgeben.

Ich glaube, das ist unsere Zukunft.

Wir haben im IAK die Statuten 1992 noch einmal geändert. Dort steht jetzt geschrieben, daß die Stiftungen und die



"Organisationen der Militanten der Erinnerung" mit allen Rechten Mitglied werden und in die Leitungsorgane gewählt werden können. Im momentanen Exekutivkomitee, insgesamt sechs Personen, sind zwei, die nicht Auschwitz sind, Christoph Heubner, ehemaliger Mitarbeiter der Aktion Sühnezeichen und Max Arian von der holländischen Stiftung. Wir lernen viel von den jüngeren Leuten und wir haben einen neuen Dynamismus bekommen.

Am Anfang des Gesprächs haben wir Dich nach Deinen Hoffnung direkt nach der Befreiung gefragt, wie beantwortest Du dieselbe Frage aus heutiger Sicht?

Ich muß heute sagen, wir haben uns geirrt. Die Welt heute ist nicht, wie wir es gehofft

hatten. Wir haben geglaubt, daß es Rasendiskriminierung und Xenophobie, Rassismus und Antisemitismus nie mehr geben wird. Leider "stottert" die Geschichte.

Wenn man sieht, daß es zwei Orte auf der Welt gibt, in denen die Beziehungen zwischen den Menschen sich langsam verbessern, daß die, die sich Feind waren, miteinander reden können - Südafrika und der Nahe Osten - fragt man sich, warum es nicht auch an anderen Orten geht.

Ich glaube, die Menschen haben sich nicht geändert. Die Probleme der Gesellschaften reproduzieren sich immer wieder. In einer langen wirtschaftlichen Krise - man sagt das nicht für Westeuropa, aber es ist so - werden die Armen immer ärmer und die Reichen immer reicher. Die gesellschaftlichen Konfrontationen nehmen zu und man benötigt einen Sündenbock als Ventil. Und

der Sündenbock ist überall derselbe: Ausländer, Juden, mit anderer Begründung auch Moslems. Unsere Gesellschaften haben es nicht geschafft, die Menschen zu mehr Toleranz und mehr Solidarität zu erziehen.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Das Interview führten Thomas Lutz und Irmela Roschmann-Steltenkamp im Herbst 1994.

*Fotos: Maurice Goldstein,
Archiv der Auschwitz-Stiftung,
Brüssel*



*Kinder im KZ Dachau kurz nach der Befreiung
Foto: Archiv der Gedenkstätte Dachau*